

www.e-rara.ch

Dürer

Thausing, Moriz

Leipzig, 1876

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: A 188

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-11710>

VI. Heirath und Hausstand.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

VI.

Heirath und Hausstand.

»dieweil das durchdringend sterblich ver-
gift nachredender gespitter zungen allzeit
bereit ist auszefliessen.« Dürer.



Dürers persönliche Erscheinung während der Wanderschaft ist uns in seinem Selbstbildniss vom Jahre 1493 erhalten. Goethe, der daselbe noch in der Sammlung des Hofraths Beireis in Helmstädt sah, giebt davon folgende Beschreibung: »Unschätzbar hielt ich Albrecht Dürers Porträt, von ihm selbst gemalt, mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröfse, Bruststück, zwey Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen, schmalen Nesteln, Hals bis unter die Schlüsselbeine blofs, am Hemde gestickter Oberfaum, die Falten der Aermel mit pfrsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer, mit gelben Schnüren verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutfam ein blaublühendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte«¹⁾. Das Bildniss, damals schon schadhaft, ist seitdem völlig von dem grofsen Pergamentblatte, auf dem es gemalt war, abgelöst, auf Leinwand übertragen und dabei gründlich restauriert worden. Blofs der untere Theil mit den Händen zeigt noch die ursprüngliche Malweise, breit und flüßig bei kräftiger Vorzeichnung. Der Kopf dreiviertel rechtshin gewandt, hat genau dieselbe Stellung, wie auf dem

1) Goethes Werke, Bd. XXXI. S. 216. Vergl. Heller, S. 176.

Selbstbildnisse des Knaben von 1484, ist jenem auch noch sehr ähnlich, zumal da die blonden Haare noch in derselben Weise in ungleichen Partien abgestuft am Halse herabhängen; die aus den Winkeln herausblickenden Augen haben leider sehr gelitten. Dagegen spriest ein leichter Flaum um Kinn und Lippen; deren bestimmtere Formen mit dem bereits stark ausladenden Nasenrücken mehr an das spätere Porträt von 1497 erinnern. Auf dem Kopfe trägt Dürer hier eine niedrige rothe Kappe, die rückwärts herabhängt und am Scheitel einen gefranzten Quast bildet. Ob sich daraus schliesen läßt, daß das Bild identisch sei mit demjenigen, welches die älteren Inventare der Imhoff'schen Sammlung also beschreiben: »Albrecht Dürers Contrafect macht er 1492, hat auf dem Kopf ein alte Kappen«, können wir nicht entscheiden, doch wäre eine Verlesung von 2 statt 3 in der Jahreszahl keine zu kühne Annahme.

Wo Dürer dies merkwürdige Selbstbildniß gemalt hat, wissen wir nicht. Auf keinem seiner übrigen Porträte erscheint er so sorgfältig gekleidet, so schmuck herausgeputzt. Das stark ausgechnittene Hemd ist unterhalb des goldgestickten Saumes wohl gefältelt und mit Querbändern unterschnürt, die graue Jacke mit gelben Borten doppelt verbrämt, die Aermel geschlitzt und vorne roth ausge schlagen — die gewöhnliche Stutzertracht jener Tage, die nur an dem wandernden Malergefellen auffallend erscheinen mag. Zu solchem Luxus fand sich nicht allerwärts die Gelegenheit, und es wäre vielleicht doch möglich, daß das Bildniß schon in Venedig entstanden sei, wo Dürer ja bekanntlich auch im Jahre 1506 sich in der Anschaffung modischer Kleidungsstücke gefiel. Lassen wir indess den Ort der Ausführung dahingestellt, so können wir die Frage nicht umgehen, welche Veranlassung Dürer wohl zu dieser sorgfältigen Darstellung seiner selbst gehabt haben möchte. Und in dieser Hinsicht scheint uns doch das Bild selbst ein Stück von der Geschichte seiner Entstehung zu erzählen. Der jugendliche Stutzer hält in seiner Hand ein blaublühendes Eryngium und zu seinen Häupten steht neben der Jahreszahl 1493 in gothischen Lettern der Spruch:

„Min sach die gat, Als es oben shtat.“

Damit empfiehlt der Jüngling sein Schicksal dem Himmel. Sollte das Bildniß nicht vielleicht doch eine Bestimmung gehabt haben, die über das Gefallen des jungen Dürer an seiner eigenen Persönlichkeit hinausgieng? Unwillkürlich verfällt man auf diesen Gedanken, wenn er uns berichtet, wie er auf Geheiß seines Vaters gegen Ende des Monats Mai 1494 zurückkehrte, und dann fortfährt: »und als ich heimgekommen war, handelte Hans Frey mit meinem Vater und gab mir

feine Tochter, mit Namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden und hielt die Hochzeit, die war am 14. Juli im 1494 Jahr«. So trocken und geschäftsmäßig auch in jenen Tagen solche Familienverbindungen abgemacht wurden, der Zeitraum von einigen Wochen zwischen Dürers Heimkehr und seiner Heirath dürfte kaum genügt haben, die Angelegenheit auch nur zwischen den Vätern zu ordnen. Die Annahme liegt somit nahe, daß schon in Dürers Abwesenheit der bedächtige Vater die Unterhandlungen mit Hans Frey angeknüpft und den Sohn eben heimgelufen habe, als dieselben dem Abschlusse nahe waren. Das Selbstbildniß Dürers von 1493 mochte den Zweck haben, die Werbung des Vaters zu unterstützen, indem es theils die Kunstfertigkeit des Wandernden bezeugen, theils der Braut seine Züge in's Gedächtniß zurückrufen konnte. Darum also der vertrauensvolle Spruch, die symbolische Blume, heute noch »Mannstreu« genannt, und vielleicht auch die für ein so großes Gemälde ¹⁾ ganz ungewöhnliche Ausführung auf einem Pergamentblatte, das sich leichter heimfenden liefs, als eine hölzerne Tafel.

Der »pergamantene Heirathsbrief«, dessen bei der Verlassenschaftsabhandlung Dürers im Jahre 1530 Erwähnung geschieht, ist zwar bisher nicht wieder aufgefunden worden; doch hatte der Vater gewiß allen Grund, sich und seinem Sohne zu der vortheilhaften Familienverbindung Glück zu wünschen. Die Frey waren keine Handwerkerfamilie, vielmehr eines jener »ehrbaren« handeltreibenden Geschlechter Nürnbergs, die zwar keinen Theil an der oligarchischen Regierung der Stadt hatten, doch aber von den Rathsfähigen vielfach als ebenbürtig angesehen wurden²⁾. Hans Frey selbst war ein angesehenener, vermöglicher Mann, der liegende Güter in und außerhalb der Stadt, u. a. eine Hoffstatt beim Wöhrder Thor besaß. Seine Frau Anna, Agnes' Mutter, stammte aus einem der vornehmsten, rathsfähigen Geschlechter, sie war eine Tochter Wilhelm Rummels und der Kungund Hallerin. Wie bedächtig aber auch der Vater Dürer an die Eherwerbung gieng, kaum wäre er damit so leicht zum Ziele gelangt, ohne daß die treffliche Persönlichkeit des Sohnes ihm vorgearbeitet hätte. Wenn nicht bei Tanz und frohen Festen, so konnte Dürer seine künftige Braut leicht in nächster Nachbarschaft kennen gelernt haben, denn täglich führte ihn sein Weg in die Stadt am Hause des Sebald Frey, Hansens Vetter, vorbei, wo Agnes zweifelsohne auch aus- und eingieng. Als dieser ihr Ohm starb, vermachte er seinem Vetter und dessen

1) Höhe Meter 0,565. Br. 0,445.

2) G. W. K. Lochner, Anzeiger für

Kunde deutscher Vorzeit, 1866. Sp. 57.

beiden Töchtern auch ein Legat, das indess von zweifelhaftem Werthe gewesen sein muß, denn nachdem Hans Frey darauf Verzicht geleistet hatte, erschien er am 14. Mai 1498 mit seinen beiden Töchtern, Agnes, Albrecht Dürers Gattin, und Jungfrau Katharina Freyin, auch Albrecht Dürer, seinem Eidam, vor Gericht und begab sich desselben sammt seinen Erben zu Gunsten der Wittve Brigitta ¹⁾).

Dürers Schwäher scheint nach allem was wir von ihm wissen, kein gewöhnlicher Alltagsmensch gewesen zu sein; nur dafs es ihm nicht gelang, seiner lebhaften Phantasie und seinem Thätigkeitstrieb eine bestimmte Richtung zu geben. Gerade die günstigen äufseren Verhältnisse, aus denen er herauswuchs, verbunden mit der gesellschaftlichen Zwitterstellung seiner Familie, scheinen das Unstäte seiner Natur nur noch gesteigert zu haben. Bei aller Vielgeschäftigkeit mochte er in keinem Wirkungskreise dauernde Befriedigung finden; dafür aber erwarb er sich in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger. Nachdem er im Jahre 1496 Genannter des gröfseren Rathes geworden war, übertrug man ihm das einträgliche Amt eines Hauswirthes oder Hausvogtes auf dem Rathhause, welches er aber nach kurzer Zeit 1501 wieder aufgab. Als Wilhelm Schlüßfeldler, den Mathäus Landauer testamentarisch zum Pfleger des von ihm gestifteten Zwölfbrüderhauses zu Allerheiligen bestimmt hatte, dieses Amt ablehnte, wurde daselbe am 5. März 1515 vom Rathe Hans Frey übertragen, aber von ihm gleichfalls abgelehnt. Dafür liefs er sich am 3. December desselben Jahres bereit finden, die Verwaltung des Bettelstockes am Schuldthurm unentgeltlich zu übernehmen, dessen Schlüssel dann Wilibald Pirkheimer im Auftrage des Rathes dem bisherigen Oberbettelrichter abnahm und ihm anvertraute. Merkwürdiger als diese urkundlichen Nachrichten ist der Umstand, dafs Hans Frey im Jahre 1507 als Reisiger unter dem kleinen Heerhaufen erscheint, den der Rath zu Maximilians beabsichtigtem Römerzuge abschickte ²⁾. Auch Dürer gedachte ja im Jahre 1506 sich dem damals schon erwarteten Krönungszuge nach Rom anzuschließen ³⁾. Für den schon nicht mehr jugendlichen Hans Frey aber mag die jedenfalls freiwillige Bethheiligung an dem Unternehmen immerhin so auffallend erscheinen, dafs man fast an eine andere gleichnamige Persönlichkeit zu denken versucht wäre. Vielleicht bringt aber gerade diese Nachricht einen vervollständigenden Zug zu dem Bilde des Mannes, dessen absonderliche Gemüthsart nicht ganz ohne Einflufs auf Dürer geblieben sein mag.

1) Nürnberger Stadtarchiv, Lit. 3. fol. 14a.

2) Baaders Bericht im Anzeiger f. Kunde

d. Vorz. 1870, Sp. 42.

3) Dürers Briefe 15.

Hans Frey war ein Mann von den mannigfachsten Fähigkeiten, und nur die Art, wie Neudörffer über seine Liebhabereien berichtet, hat Spätere dazu verleitet, ihn für einen Musikanten und Mechaniker von Profession zu halten. Jener berichtet nämlich: »er sei in allen Dingen erfahren gewesen, er verstand sich auf Musik und war berühmt als guter Harfenschläger. Geschickt wufste er das Wasser mit Luft in die Höhe zu bringen; er machte aus Kupfer allerlei Bilder, Manns- und Weibspersonen, die waren inwendig hohl und also durch's Gebläs' zugerichtet, dafs das eingegoffene Wasser ihnen zum Kopf herausprang und an anderen Orten mehr in die Höhe; und jedermann konnte solchen Brunnen tragen und mitten in seinen Saal setzen und zu zierlichen Ehren gebrauchen, wie denn bei Herrn Hans Ebner noch einer zu sehen ist«. Es scheint dies eine verbesserte Art von Heronsball gewesen zu sein. Dürer verschmähte es nicht, seinen Schwiegervater bei solchen wunderlichen Spielereien zu unterstützen, indem er ihm Entwürfe zu solchen Brunnenfiguren lieferte. Dahin gehört wohl eine colorierte Federzeichnung eines rüpelhaft grinßenden Gänsemännchens, das über einer Brunnenchale sitzend aus Mund und Aug und Ohren Wasser speit, sowie die Gans in seinem Arm und der Frosch neben ihm. Erst ein Menschenalter später etwa hat Pankraz Labenwolf denselben Gedanken in einer stehenden Figur mit zwei wasserspeienden Gänsen für den Brunnen hinter der Frauenkirche in Bronze ausgeführt — ein Wahrzeichen von Nürnberg ¹⁾. Ungleich geschmackloser in seiner Ueberladung erscheint ein anderer Tafelaufsatz dieser Art mit mannigfachen bildlichen Darstellungen auf Fuß und Deckel und mit kreuz und quer schiefsenden Wasserstrahlen. Es giebt zwei große farbige Federzeichnungen dieses Brunnens, der, zu oder nach einem Werke des alten Frey gemacht, uns einen Begriff von der Art dieser Tändelei geben mag; weder die eine in der Albertina, noch die andere im Britischen Museum stammen von Dürers Hand selbst her, sondern sind im besten Falle Gefellenarbeit aus den ersten Jahren seiner Werkstatt.

Was die Ausübung der Musik anbelangt, so mag Hans Frey wohl in jüngeren Jahren als Citharöde oder Harfenspieler in der Frohnleichnamsp procession mitgezogen sein, vielleicht auch seine Kunst bei ähnlichen kirchlichen Feierlichkeiten ausgeübt haben, sicher aber nicht

1) Jene Skizze befindet sich in der Ambrafer Sammlung in Wien, ist ziemlich breit und kräftig auf Papier mit dem Wasserzeichen des Ochsenkopfs ausgeführt und erinnert in dem vegetabilisch verchnör-

kelten Sockel der Brunnenchale noch an Wolgemuts alte Weise. Freih. v. Sacken: Mittheilungen der Wiener Centralcommission Band VIII, S. 128. Nr. 10.

bei anderen öffentlichen Anlässen. Um so eifriger vermuthlich pflegte er die Tonkunst im Kreise der Freunde und der Familie und weckte dadurch auch in Dürer den Sinn für musikalische Genüsse, den der Meister bei seinem Aufenthalte in Antwerpen 1520—21 durch seine besondere Aufmerksamkeit für die besten Lautenschläger daselbst an den Tag legt. Vielleicht gestattet uns das Zusammentreffen verschiedener Anhaltspunkte, in der phantastischen Darstellung eines geflügelten Lautenschlägers von Dürers Hand aus dem Jahre 1497 ein Bildniß seines Schwähers zu vermuthen¹⁾. Ein älterer, hagerer, bartloser Mann mit kurzem Kraushaar über der mächtigen Stirn, mit langer, spitzer Nase und tiefliegenden Augen blickt dort wie laufchend nach links hinab, indess seine Finger sehr kunstgerecht die Saiten rühren; obwohl ursprünglich in den Umrissen sitzend entworfen, steht die Figur nur an einer Mauerbrüstung, auf welche die Laute gestützt ist, angethan mit einem eigenthümlichen, weiten, gegürteten Talar, um den Scheitel wulstförmig ein Tuch geschlungen. Ueber den Schultern erhebt sich ein mächtig entfaltetes Flügelpaar. So märchenhaft die ganze Erscheinung ist, die vielleicht einem Scherze ihr Dasein verdankt, ähnlich demjenigen, den Goethe von seiner Mignon erzählt, sie macht doch einen düsteren Eindruck, und unverwischbar scheint der schwermüthige Zug um die Lippen dieses sonst edel gebildeten Antlitzes zu lagern.

Hierzu muß bemerkt werden, daß ja die Entstehung dieser trefflichen Zeichnung in das Jahr fällt, welches dem Erscheinen der Apokalypse vorangiehet. Damals schuf also Dürer für die Würengel jene gewaltigen, knochigen, bartlosen Männergestalten, die wir aus seiner Holzschnittfolge zuerst kennen lernen. Es bleibe dahingestellt, ob dieses Porträtstudium auf dem Wege zur Auffindung jener Typen entstanden ist, oder ob seine seltsame Ausstattung dem im Geiste Dürers bereits fertigen Typus jener Männerengel ihren Ursprung verdankt. Der innere Zusammenhang beider Ideen steht wohl außer Zweifel.

Schwerer freilich wäre es, die oben angenommene Identität des für die Zeichnung Mr. Mitchells benutzten Modelles mit Hans Frey zu erweisen. Gleichwohl dürfte es nicht nutzlos gewesen sein, urkundliche und künstlerische Thatfachen ohne Zwang und ohne Tendenz so aneinander zu reihen, wie sie sich einer längeren Prüfung nach beiden Richtungen darboten. Mag dann auch das Bild, das sich uns von Dürer und den ihm nahestehenden Persönlichkeiten ergibt, hier und da verzeichnet und unklar sein, der Grundton, der dem Ganzen

¹⁾ Die ungemein liebevoll ausgeführte, weiß gehöhte Silberstiftzeichnung ist im Besitze des Mr. William Mitchell in London

die richtige Haltung giebt, dürfte darum doch getroffen sein. Jedenfalls entspricht diese Art des Vorgehens der Lückenhaftigkeit unserer Quellen, die uns immer wieder in die Alternative versetzt, zwischen farbloser Bestimmtheit und bunt aufgetragener Unzuverlässigkeit zu wählen, da doch eines so wenig wie das andere uns allein befriedigen kann.

Jedenfalls macht das, was wir von Hans Frey wissen, nicht den Eindruck, als wäre er vorzugsweise auf Mehrung seines Besitzes bedacht gewesen. Gleichwohl hinterließ er bei seinem Tode am 21. November 1523 seinen beiden Töchtern Agnes, Dürers Frau, und der jüngeren, seither mit Martin Zinner vermählten Katharina ein nicht unbedeutendes Vermögen, darunter eine in einem bürgerlichen Nachlasse jener Zeit ungewöhnlich große Barschaft von 455 Gulden. Aus »einer freundlichen, gütlichen Theilung« des väterlichen Erbes, welche die beiden Schwestern dem Testamente gemäß am 14. December 1523 »im Beisein und mit gutem Willen« ihrer Ehwirthe mit einander vereinbarten, geht hervor, daß die Dürerin bereits namhafte »Vorschickung«, d. h. Herauszahlungen bei Lebzeiten des Vaters, erhalten hatte. Von einer Summe von 1117 wurden ihr daher nun bloß 370, der Schwester aber 747 Gulden zu Theil ¹⁾.

Dürer mag somit von seinen Schwiegereltern stets thatkräftige Förderung erhalten haben, wie er denn auch in innigem Einvernehmen mit ihnen gestanden zu haben scheint. Sorgfältig verzeichnet er den Tod »seiner lieben Schwieger der Hans Freyin« am 29. September 1521, wie den »seines lieben Schwähers, der bei sechs Jahre krank war und der auch in der Welt ganz ungläubliche Widerwärtigkeiten erduldet hat« ²⁾. Von der am 16. Juni 1520 gegebenen Erlaubnis, daß es von den »Ehrbaren« jedem, der es begehre, gestattet sein solle, sich einen eigenen Grabstein auf den St. Johannisfriedhof zu legen, hatte Hans Frey beim Hinscheiden seiner Gattin Gebrauch gemacht. Heute noch trägt der Stein neben der Inschrift »Der Freyen Begrebthnuß« und der Jahreszahl 1521 das Allianzwapfen der Frey und der Rummel. Er deckt die jetzt mit Nr. 649 bezeichnete Gruft, welche durch die Bergung auch von Dürers sterblichen Ueberresten berühmt werden sollte.

Außer den genannten Töchtern hatte Hans Frey keine leiblichen Nachkommen; jedenfalls überlebten ihn nur diese. Katharina, die jüngere der beiden Schwestern, heirathete erst nach 1503 den, wie es

1) Nürnberger Stadtarchiv, Cons. 31 fol. 113b.

2) Dürers Briefe etc. S. 75. Lochner

im Anzeiger f. Kunde d. Vorz. 1866. S. 57. und Personennamen in Dürers Briefen aus Venedig, Nürnberg, 1870. S. 12 ff.

scheint, vermögenden Wittwer Martin Zinner, dessen Gewerbe nicht bekannt ist; doch war in seiner Familie das Handwerk der Blechschmiede üblich. Am 1. April 1513 wurde er Gassenhauptmann; und er ist wohl überall dort gemeint, wo Dürer von seinem Schwager spricht, z. B. im ersten Briefe aus Venedig ¹⁾, wo er der Dürerin mit Geld aushelfen soll. Katharina, deren Ehe gleich der ihrer Schwester kinderlos blieb, ward noch früher Wittwe als Agnes, von der sie auch das Dürer'sche Haus erbte. Beim Verkaufe dieses Hauses, am 9. Mai 1542, wird ihr Name das letztemal genannt ²⁾. Wenn Familienähnlichkeit nicht trägt, so läßt sich unter den Porträtzeichnungen Dürers das Bildniß seiner Schwägerin Katharina noch herausfinden. Eine solche aus dem Jahre 1503 bewahrt das Kupferstichkabinet des Berliner Museums; es ist der Kopf eines jungen, lächelnd rechtsblickenden Weibes mit der Kohle entworfen. Trotz einiger Fülle des Gesichtes sind Mund und Nase fein gezogen; sehr auffallend aber erscheinen die schwer herabfinkenden Augendeckel. Und diese selbe Eigenthümlichkeit kehrt in dem lebensgroßen Kopfe einer ziemlich beleibten älteren Frau auf einer Dürer'schen Zeichnung im Britischen Museum ³⁾ wieder. Auch hier erscheinen die Lieder wie gelähmt, die Augen fast geschlossen. Hier wie dort ist offenbar dieselbe Persönlichkeit dargestellt, nur gealtert, denn die freilich sehr schadhafte Londoner Kreidezeichnung auf grünem Papier trägt die Jahreszahl 1522, daneben eine Inschrift, die aber gerade an der entscheidenden Stelle unlesbar bleibt. Die Aehnlichkeit mit Dürers Frau ist so groß, daß Woltmann mit Hülfe jener verstümmelten Inschrift hier geradezu diese selbst zu erkennen glaubte ⁴⁾. Vielleicht also ist es deren Schwester Katharina. Daß es sich nämlich hier um eine verwandte oder sonst nahe stehende Frau handelt, verräth theils die Wiederholung des gleichen Bildnisses nach zwanzig Jahren, theils die verstümmelte Inschrift der Londoner Zeichnung ⁵⁾, theils auch das Wiederkehren derselben müden Augenlieder auf dem Bildnisse eines halbwüchfigen Mädchens in der Sammlung Pofonyi-Hullot ⁶⁾. Dieses lebensgroße, ungemein treu und wahr aufgefaßte Brustbild, mit Kohle gezeichnet, trägt allerdings die Jahres-

1) Dürers Briefe 4, 23.

2) Lochner, Personennamen 20 ff.

3) Bl. 49 des Sammelbandes.

4) Waagen, Treasures of Art I. p. 230. Woltmann, Jahrbücher f. Kunstw. IV. 249. Dem widerspricht aber gerade das Hauptmerkmal jenes Kopfes, die über den Augapfel herabgefunkenen Lieder, die ein voll-

kommenes Aufschlagen des Auges gar nicht zuzulassen scheinen; während Agnes gerade in den besten Bildnissen mit weitgeöffneten Augen herauschaut.

5) . . hab . . Albrecht Dürer noch . . . hausfrauen conterfett.

6) Katalog Nr. 329.

zahl 1515. Das bausbackige Mädchen mit dem breiten Stirnband und den dünnen Zöpfen ist somit eine von jener Frau verschiedene Person; doch deutet schon der etwas ungeordnete Anzug auf keine fremde, und vollends die schläfrigen Augen und die sonstige Aehnlichkeit auf eine nahe Verwandte derselben, vielleicht eine vor der Zeit verstorbene Tochter der Zinnerin, von der keine Nachricht auf uns gekommen ist. Mögen diese Annahmen auch ungenügend begründet sein, so erscheinen sie doch immerhin geeignet zur Anreihung einiger vortrefflichen Porträtzeichnungen Dürers, hinter denen sich gewohnte Hausgenossen vermuthen lassen.

Übersehen wir unter Beherzigung der Zeit- und Ortsverhältnisse nochmals die äußeren Bedingungen, unter denen Dürer in die Ehe trat, so müssen wir gestehen, er machte — was man heutzutage eine glänzende Partie nennen würde. Den günstigen Standes- und Vermögensverhältnissen der Braut entsprachen auch in hohem Maße ihre körperlichen Vorzüge. Die Beweise dafür sind uns noch in einer Reihe von Porträtzeichnungen von des Meisters Hand überliefert. Aus der ersten Zeit ihrer Ehe stammt eine freilich sehr undeutliche und flüchtige Federkizze in der Albertina, mit der Unterschrift: »Mein Agnes«. Sie zeigt die junge Frau in der Hauschürze vor einem Tische sitzend, den Mund, wie schlummernd, auf den Handrücken gestützt. Das Blatt scheint mehr einem Scherz, als vorgefasster Absicht seine Entstehung zu verdanken; es verräth von der Kopfbildung kaum mehr als die sonst von der Haube verdeckte hohe Stirn und die scharf vorspringende Nase. Dieselbe ungünstige Kopfstellung hat ein nahezu gleichzeitiges und gleich großes Brustbildchen in der Sammlung der Kunsthalle zu Bremen; nur ist es eifrig auf grau grundiertem Papier mit Silberstift ausgeführt und weiß gehöht; es ist noch dasselbe schmale Mädchen Gesicht mit der geraden Nase.

Wie ganz anders entwickelt erscheint Frau Agnes bereits einige Jahre später. Dürer hat sie im Jahre 1500 in ganzer Gestalt mit Wasserfarben abgebildet. Sie erscheint als schmucke, züchtige Hausfrau mit gesenktem Haupt und Blick, in weißer Haube und Schürze, in grünem, reichverbrämten Kleide, darüber ein rothes, schwarz besetztes Schultertuch, am Gürtel die wohlgefüllte Ledertasche, in der Hand ein großes Sacktuch. Das Aquarell befindet sich in der Ambrosiana zu Mailand. Es diente dem Meister als Vorlage für eines der farbigen Trachtenbilder in der Albertina, dem er die Aufschrift gab: »Also geht man in Häusern, Nürnberg«; und liefert zugleich den Beweis, daß ihm die Frau auch für die beiden Seitenstücke desselben Modell gestanden habe. Das zweite dieser Blätter zeigt uns eine Frau in einen sehr

weiten, rothen und grün gefütterten Mantel mit vielen steif couvierten Längsfalten gehüllt, unter dem ein blaues, mit weißem Pelz verbrämtes Damastkleid hervorblickt. Sie trägt auf dem Kopfe jenes so eigenthümlich über ein hohes Gestell ausgespannte Kopftuch, wie es nur in jener Zeit vorkommt. Was zwischen diesem und dem Kinntuche vom Gesichte erscheint, hat hier bei der ausschließlichen Rücksicht des Meisters auf die Tracht keine Bedeutung; höchstens verdient die tiefblonde Farbe an dem zum Theil sichtbaren Haarfcheitel unsere Beachtung. Oben steht von Dürers Hand: »Gedenkt mein in Euerem Reich 1500. Also geht man zu Nürnberg in die Kirchen«. Und wirklich hat auch Dürer die Erscheinung dieser Kirchgängerin als Zeugin der Vermählung der h. Jungfrau in dem Holzschnitte seines Marienlebens¹⁾ verwerthet²⁾. Das dritte Blatt führt die Aufschrift: »Also gehen die Nürnberger Frauen zum Tanz, 1500«; und zeigt die Frau in ihrem vollen Staate. Der Kopf ist zwar auch in eine gelbliche, vielleicht goldgestickte Haube gehüllt, die in's stramm gespannte Kinntuch verläuft, dafür ist das faltenreiche, ungemein lange, grüne Schleppekleid an den Schultern etwas ausgeschnitten und wird vorne durch eine goldene Spange zusammengehalten. Aus den engen, am Ellenbogen gefchlitzten Aermeln tritt ein rothes Futter hervor, und von den Achseln hängen ärmelartige, aber offene, mit weißem Rauchwerk gefütterte und verbrämte Flügel bis über die Schleppe herab, wenn sie nicht über die gehobenen Vorderarme heraufgeschlagen wären. Aus dieser Kleidung ergiebt sich von selbst, in welcher maßvollen, vermuthlich sehr getragenen Formen sich das Tanzvergnügen der besseren Stände damals bewegte³⁾. Die technische Ausführung dieser Blätter zeugt von einem seltenen Geschick in der Behandlung der Wasserfarben. Das Verfahren ist insofern ganz eigenthümlich, als die Figuren ursprünglich mit der Feder ganz leicht vorgerissen sind; darauf sind die Farben bei wiederholtem Auftrage mit dem Pinsel so aufgesetzt, daß die weißen Lichter breit ausgespart bleiben; endlich sind die Conturen mit der Feder kräftig übergangen und verstärkt. Diese besondere Art des Zeichnens ist wohl daselbe, was Dürer im niederländischen Tagebuch »mit halben färblein und geriffen« nennt.

Aus diesen drei Trachtenbildern lernen wir freilich, abgesehen von dem Mailänder Blatte, mehr die Garderobe der jungen Frau Agnes

1) Bartsch Nr. 82.

2) Eine Wiederholung dieser colorierten Zeichnung besitzt Mr. Malcolm in London, eine Copie darnach das Britische Museum.

3) Alle drei Figuren sind abgebildet in

v. Hefner-Altenecks Trachtenbuch III. Tafel 25 u. 26 und in Farbenholzschnitt von F. W. Bader: Trachtenbilder von A. Dürer in der Albertina, Wien 1871.

kennen, als sie selbst, oder doch zumeist nur ihre stattliche Gestalt, wenn dieselbe auch durch die etwas herausgebogene Mitte jene geschwungene Haltung annimmt, die unserem gerade entgegengesetzten Geschmacke fremdartig erscheint. Immerhin mag doch die Entstehungsgeschichte dieser Frauenbilder auf die Lebensverhältnisse der jungen Gatten einiges Licht werfen. In voller Entwicklung und in der Blüthe ihrer Schönheit aber zeigt uns Dürer seine Frau in einer Silberstiftzeichnung mit der Jahreszahl 1504 und mit der Aufschrift: «Albrecht Dürerin»¹⁾ Das Blatt hat zwar durch Reibung und vielleicht Nässe arg gelitten, doch lassen die klaren und bestimmten Strichlagen noch alle Formen deutlich erkennen; sie entsprechen vollständig dem kleinen Köpfchen auf jenem Studium der Ambrosiana, dessen Porträtrichtigkeit sich daraus ergibt. Selbst die Stellung, dreiviertel links hin, ist dieselbe, nur erscheint der Kopf mehr gehoben und die Augen, weit aufgeschlagen, schauen geradeaus, ja fast etwas nach aufwärts. Die Haube läßt noch einen Theil der hohen glatten Stirne und der ungewöhnlich hoch geschwungenen Augenbrauen frei; der Rücken der äußerst wohlgeformten etwas vorspringenden Nase zeigt in der Mitte eine sanfte Anschwellung, die vollen üppigen Lippen schliessen sich in einer zierlichen Doppelwellenlinie; darunter das Grübchen und ein kleines rundes Kinn, das sanft in die Fülle der Wangen und in einen Ansatz zum Doppelkinne verläuft. Denken wir uns diese Frau an die Seite Dürers, wie er sich uns in dem Münchener Selbstporträte darstellt, und wir werden zugestehen, dafs wohl niemals ein schöneres Paar durch die Brauthüre bei S. Sebald geschritten ist.

Und dieses stattliche Paar war auf dem besten Wege, einem künftigen Geschlechte zum Gegenstande des Spottes oder Mitleides gemacht zu werden; seine Ehe ward zu einem sprichwörtlichen Mißverhältnisse gestempelt, ähnlich dem zwischen Sokrates und Xanthippe. Ein einziger Anhaltspunkt genügte einer unkritischen, spiefsbürgerlichen Geschichtschreibung wie zur Anknüpfung so auch zur Ausspinnung der landläufigen Sage von Dürer und seinem bösen Weibe. Wir kennen ja die Scheelsucht jener artistisch-literarischen Kreise, denen die längste Zeit alle Ueberlieferung von Künstlernachrichten überlassen blieb. Wo sie an die Werke nicht heran konnten, da entschädigten sie sich an der Persönlichkeit der alten Meister, die ja fast alle, von

1) Die äußerst sorgfältig behandelte, leider nur stark beschädigte Zeichnung in halber Lebensgröße befindet sich in B. Hausmanns Sammlung, gegenwärtig bei

den Erben, H. Dr. Blasius in Braunschweig; unsere Initiale an der Spitze des Capitels enthält eine verkleinerte Nachbildung des Kopfes, und zwar im Gegenfinne.

Perugino bis Rembrandt mehr oder minder Unglimpf erfahren mußten. Wo aber, wie bei Dürer, der Charakter des Mannes über alle Verläumdung erhaben war, da mußte wenigstens ein böses Weib den unentbehrlichen Stoff zum Klatsch liefern. Andere solche Beispiele sind Pinturicchio und Paul Potter, die gleichfalls durch ihre Frauen zu Tode gequält worden sein sollen.

In nächstem Zusammenhange mit der Fabel von Dürers unglücklicher Ehe und in gewissen Wechselbeziehungen zu derselben steht die hergebrachte Annahme seiner ärmlichen, wo nicht gar kümmerlichen Lebensverhältnisse. Der Durchschnittsmensch, der sich nichts höher schätzt, als die Befriedigung seiner Bedürfnisse und darüber hinaus etwa den ehrenden Genuß geistiger Leckerbissen, mag ein eigenthümliches Behagen in dem Bewußtsein finden, daß der schaffende Genius gerade an dem Mangel gelitten habe, dessen er sich in Ruhe erfreut. Statuiert er so doch eine Art Inferiorität gerade auf jener Seite, die er selbst am meisten zu würdigen weiß, und befreit er sich doch durch das vermeintliche Anrecht auf Spendung seines Mitleidens von dem immer drückenden Gefühle, einer unnahbaren, ehrfurchtgebietenden Größe gegenüber zu stehen. Daher wohl die Vorliebe, mit welcher neben der ehelichen Sklaverei die Armuth Dürers in der Literatur gepflegt wurde. Nachdem aber beide Anschauungen sich so lange breit gemacht haben, ist es auch einer ernsthafteren Geschichtsschreibung nicht vergönnt darüber hinwegzueilen. Von der gewohnten Behandlung des Gegenstandes ist immer etwas an demselben haften geblieben, und das wirkt überall störend auf dessen Würdigung ein. Es wird daher von Nutzen sein, gleich hier zusammenzustellen, was uns über Dürers Häuslichkeit und über seine Vermögensverhältnisse urkundlich überliefert ist ¹⁾. Die Zusammenstellung soll uns der Verpflichtung überheben, später immer wieder auf diese leidigen Fragen zurückzukommen und dadurch den Gang der weiteren Darstellung zu unterbrechen.

Schon an der Art, wie Dürer oben über seine Verheirathung berichtet, hat man sehr mit Unrecht Anstoß angenommen. Das Gottvertrauen jener Zeiten hatte eben doch seine ganz bestimmten Grenzen. Die Ehwerbung durch väterliches Uebereinkommen war stehende Regel, und es bliebe zu beweisen, ob unsere Vorfahren dabei schlechter

1) Von der Aufklärung aller erst später erfundenen Mißverständnisse und müßigen Vermuthungen kann füglich abgesehen werden, nachdem die Kritik, deren sie be-

dürftig waren, bereits anderwärts von mir geübt wurde: Dürers Hausfrau, Zeitschr. f. bild. Kunst, IV. 33 ff. mit dem Facimile der oben zuerst erwähnten Porträtkizze.

gefahren seien, als ihre Nachkommen, deren Ehen — ihrer Meinung nach — im Himmel geschlossen werden. Nach der Verheirathung scheint Dürer nicht, wie dies wohl in Nürnberg Sitte war, das Haus der Schwiegereltern bezogen zu haben; vielmehr nahm er seine junge Frau mit in das väterliche Haus »unter der Vesten«. Dafs sie wenigstens im Jahre 1502 dort wohnten, ersehen wir aus Dürers Bericht über den Tod des Vaters, bei welchem die »Junge Magd schnell nach seiner Kammer lief, ihn zu wecken, und er herabkam«¹⁾. War Dürer bis dahin seinem alten, kranken Vater bereits eine Stütze gewesen, so lastete nun die ganze Sorge um die Mutter und die jüngeren Geschwister auf ihm. Die Erhaltung der ganzen Familie mochte dem jungen Meister nicht leicht werden, oder wie er 1506 selbst aus Venedig schreibt: »Für mich selbst würde ich freilich nicht verderben, aber Viele zu ernähren, ist mir zu schwer; denn niemand wirft sein Geld weg«²⁾. Bis dahin konnte Dürer allerdings keine Ersparnisse bei Seite legen. Vielmehr wissen wir aus seinen Briefen an Pirkheimer, dafs er diesem ein Darlehen schuldete. Gleichwohl tritt nach dem zweiten Aufenthalte in Venedig im Jahre 1506 ein günstiger Umschwung in Dürers Vermögensverhältnissen ein. Er berichtet uns selbst, wie er früher nie Gelegenheit zu grossem Gewinne gehabt, wohl aber grosen Schaden erlitten habe durch Darlehen, die ihm nicht zurückerstattet worden, und durch Gefellen, die ihm nicht Rechnung legten; auch sei ihm einer zu Rom gestorben mit Verlust der Kunstwaare. Dadurch war er denn soweit in Schulden gerathen, dafs der Ertrag seiner venetianischen Arbeiten zu deren Tilgung wieder aufgieng. Doch konnte er bei dem Rechnungsabschluss, den er bald nach seiner Rückkehr im Jahre 1507 machte, als sein erübrigtes Eigenthum nennen: »einen ziemlich guten Hausrath, gute Kleider, Zinngeschirr, gutes Werkzeug, Bettgewand, Truhen und Behälter; ferner um ganze 100 Gulden Rheinisch gute Farben«³⁾.

Die Natur der oben berührten Verluste erklärt sich leicht aus der herkömmlichen, gewerbsmäfsigen Art, in welcher der Meister anfangs seine Kunst trieb. Die Leute, welche ihn zumal an seinem Eigenthum schädigten, waren theils Malergefellen, die ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, theils waren es Austräger oder Colporteure, die den Erlös für entlehnte Kunstwaare, d. i. Kupferstiche und Holzschnitte, nicht immer richtig abführen mochten. Ueber eine Geschäftsverbindung Dürers in dem letztgenannten Sinne hat sich uns noch eine Ur-

1) Dürers Briefe etc. 134, 11.

2) Dürers Briefe 12, 10.

3) Dürers Briefe etc. 136, 9, mit Anm.

kunde erhalten, die schon vom 12. August 1500 datiert ist. Laut dieser verpflichtet sich der Maler Hans Arnold, dessen Bruder Jakob Albrecht Dürer »aufgenommen habe, ihn mit Kunst auszufchicken, ihm die zu verkaufen«, Dürern allemal für den Werth dessen, womit er jenen ausschickte, zu bürgen und ihn für alle Verfäumnifs und Verwahrlofung, die sich jener in seinem Gefchäfte würde zu Schulden kommen lassen, schadlos zu halten. Als gebetene Zeugen erscheinen ein Heinrich Zinner, wohl ein Verwandter seines Schwagers, und Anton Koburger, Dürers Pathe ¹⁾. Solche Austräger mögen die Kunstwaare nicht sowohl in Nürnberg selbst als in benachbarten Städten und Wallfahrtsorten colportiert haben, insbesondere sind sie wohl Messen und Kirchenfesten damit nachgezogen. Zuweilen fand sich dann auch ein wandernder Gefelle oder Kaufmann, der eine Anzahl Kunstblätter für einen gewissen Nutzanteil zum Verkaufe mit sich in ferne Länder nahm, wie der, welcher Dürern durch seinen Tod in Rom in Verluste brachte. Daheim beforgte auch Dürer selbst oder die Seinigen den Verkauf seiner Werke. Ja vielleicht bezog wohl Frau Agnes zu diesem Zwecke die Messen anderer Städte und ist ihre Anwesenheit zu Frankfurt im Frühjahre 1506, gerade während der Messezeit in diesem Sinne zu erklären; denn Dürer schreibt aus Venedig am 6. Januar, er habe seiner Frau 12 Gulden gegeben »und 13 hat sie empfangen zu Frankfurt ²⁾«. In seinem Briefe vom 8. März heift es ausdrücklich: »und insbesondere jetzt auf der Frankfurter Messe« ³⁾, und am 2. April ist die Frau noch immer nicht heimgekehrt. Indessen rückt das Heiligthumsfest, die öffentliche Ausstellung der Reichskleinodien und Reichsheiligthümer heran; es fiel damals auf den 24. April und war schon seit den Tagen König Sigismunds mit einer großen Messe, einem Jahrmarkt verbunden. Dürer trägt daher Pirkheimern auf: »saget meiner Mutter, das sie an dem Heiligthumsfeste feil halten lasse. Doch versehe ich mich dessen, das meine Frau bis dahin heim komme, der habe ich auch alles geschrieben« ⁴⁾. Ueberhaupt geht aus Dürers Venetianischen Briefen nur so viel hervor, das der Meister auch mit seiner Frau in lebhaftem Briefwechsel steht. Was man sonst über das Verhältnifs der beiden Gatten daraus erfahren haben wollte, hatte man hinein-, nicht aber herausgelesen.

Welche Vorsicht bei Benützung so unvollständiger, ungenauer Quellen geboten ist, wie sie uns in diesen bunten, von unberechen-

1) Nürnb. Stadtarchiv, Conserv. 6. fol. 53b. Lochner, Anz. f. Kunde d. Vorz. XIV. 1867. S. 278.

Thaufing, Dürer.

2) Dürers Briefe 4, 21.

3) Dasselbst 9, 24.

4) Dasselbst, 12, 13.

baren Voraussetzungen und Stimmungen eingegebenen Briefen vorliegen, das zeigt so recht ein Blick auf jene andere Seite von Dürers Privatleben, die wir hier in's Auge fassen wollten. Befäßen wir nicht die urkundlichen Beweise vom Gegentheil, so könnten wir aus dem Wortlaute von Dürers Briefen leicht vermuthen, er sei, wenn nicht mit leeren Händen, so doch mit sehr mäsigem Gewinn im Jahre 1507 aus Venedig zurückgekehrt. So aber müssen wir manches auf Rechnung einer vorschnellen Einbildungskraft und einer gewissen, schlicht bürgerlichen Klagelust setzen. Wie hätte auch Dürer glauben können, daß die Worte, die er so sorglos und toller Laune dem Freunde vorplauderte, einmal auf die Wagschale gelegt und zu leicht befunden werden könnten?

In der That muß Dürer in Venedig sehr gute Geschäfte gemacht haben, denn gleich nach seiner Heimkehr ist er im Besitze einer beträchtlichen Geldsumme, und es ist bezeichnend, wie er über dieselbe verfügte. Nachdem er seine Schulden abgetragen, ist er darauf bedacht, sein väterliches Haus »unter der Vesten« von der Hypothek der Familie Pfinzing zu befreien, welche schon beim Ankaufe des Hauses durch den Vater darauf haftete. Das Jahr zuvor schickte er noch der Mutter aus Venedig durch Sebastian Imhoff das Geld zur Bezahlung dieses Zinses von 4 Gulden Stadtwährung¹⁾, und nun ledigte er am 8. Mai 1507 das Haus von dem darauf lastenden Eigengeld, indem er dieses dem Sebald Pfinzing für 118 Gulden Rheinisch abkaufte. Nürnberger Stadtwährung verhält sich zu Rheinischer Landeswährung wie 10 zu 11²⁾. Dabei ist überall der hohe Werth im Auge zu behalten, wie ihn die Geldeinheit damals hatte und wie er sich schon in dem Preise der stattlichen zwei Stockwerke hohen Steinhäuser von Nürnberg auspricht. Ward doch der Unterhalt eines Bürgers auf jährlich 50 Gulden veranschlagt; Jahrgehälter von 100 Gulden galten als sehr anständig und der höchste derselben, der des kaiserlichen Schultheißen, betrug bloß 600 Gulden.

Seitdem Dürer so der erste Schritt zum Wohlstand gelungen war, mehrte sich sein Besitz zusehends. Bald genügte ihm das väterliche Haus nicht mehr, das er ja auch mit dem Bruder Andreas theilen mußte. Er kaufte daher am 14. Juni 1509 das geräumige Eckhaus in der Zistelgasse beim Thiergärtner Thore »gegen Sonnenaufgang stehend« aus dem Nachlasse des Astronomen Bernhard Walther. Es ist das heute sogenannte Dürerhaus. Der Meister bezahlte es mit 275 Rheinischen Gulden »an bar dargelegtem Gold«; es haftete

1) Dürers Briefe 4, 18.

2) Lochner, Personennamen 43.

darauf ein Eigengeld des Bürgers Sebald Taucher von jährlich 8 Gulden Stadtwährung, nebst 22 Pfund einer Pfründe für den S. Erhards-Altar bei S. Sebald. Diese letztere nun löste Dürer am 15. Januar 1510 dadurch ab, daß er 70 Gulden Rheinisch in der Lofungstube niederlegte, von deren Zinsen jene fromme Stiftung künftig bestritten werden sollte ¹⁾. Die andere mit 8 Gulden Stadtwährung verzinste Hypothek löste Dürer erst am 30. April 1526 ein, wodurch das Haus völlig lastenfrei ward ²⁾. Dazu kaufte er bereits am 3. Juni 1512 von Jakob Baner einen Garten vor dem Thiergärtner Thore »auf der Bamberger Strafe bei den sieben Kreuzen« für bare 90 Rheinische Gulden ³⁾. Und da er, wie oben erwähnt, im Jahre 1518 dem Bruder Andreas seinen Antheil am väterlichen Hause herausbezahlt hat, so war er von da ab der alleinige Besitzer zweier, heute noch ganz ansehnlicher Bürgerhäuser von Nürnberg.

So war es um das bestellt, was Dürer selbst »seine Armuth« nennt und was man seither allzu wörtlich verstanden hat. Den besten Einblick in seine sonstige Geldgebahrung, seine Auffassung davon, wie überhaupt in seine ganze Art und Weise als Mensch gewährt uns unstreitig sein Tagebuch von der Niederländischen Reise. Auch von seinen Beziehungen zu seiner Frau erhalten wir dort das einzige authentische Bild, nur werden wir in dem ganzen, fast ein Jahr umfassenden Berichte vergebens nach einer Spur von Zwietracht oder Mißhelligkeit zwischen den beiden Gatten suchen. Ohne übrigens der Schilderung jenes Zeitraumes vorgreifen zu wollen, möchten wir hier noch erwähnen, daß Dürer schließlic auch dort klagt, »er habe bei allen seinem Machen, Verzehren und Verkaufen und anderer Handlung Schaden gehabt in den Niederlanden« ⁴⁾, was wir bei näherer Betrachtung seines Gebahrens ganz erklärlich finden werden. Er war eben damals nicht mehr so emsig auf Erwerb bedacht, wie etwa wohl in früheren Jahren. Konnte noch von einer Noth bei ihm die Rede sein, so bestand dieselbe bloß in der Sorge, wie er sein gesammeltes Barvermögen sicher und nutzbringend anlegen könnte. Er wandte sich deshalb an den ehrbaren Rath der Vaterstadt mit dem Gesuche, man möge ein Capital von 1000 Gulden, gegen eine Verzinsung mit 50 fl. jährlich von ihm annehmen, wie er es auch nach Galli 1524 in der Lofungstube niederlegte ⁵⁾. Es ist dies daselbe Capital, dessen Zinsen Dürers Wittwe nachmals ein Jahr vor

1) Kaufbrief, bei H. Lempertz in Köln; Organ f. christl. Kunst 1865, Nr. 8. Lochner, Personennamen 44. Ein Pfund hat 30 Pfennige.

2) Mittheilung Lochners.

3) Baader, Jahrbücher f. Kunstw. II. 234.

4) Dürers Briefe 129, 25.

5) J. Baader, Beiträge zur Kunstg. Nürnbergs 1860. S. 8. Dürers Briefe etc. 51.

ihrem Tode einer Stiftung für Studenten der Theologie an der Universität Wittenberg widmete zur großen Freude Melanchthons, der darüber an V. Dietrich schreibt, daß er Gott für diese Förderung der Studien danke und daß er diese tapfere That der Wittve Dürers vor Luther und anderen gerühmt habe¹⁾.

Da Dürer nämlich mit seiner Frau in einer »verfamten Ehe« d. i. in Gütergemeinschaft lebte und ohne Leibeserben, wie ohne Testament verstarb, so gelangte seine Wittve in den Besitz des ganzen gemeinschaftlichen Vermögens. Allerdings fiel das Eigenthum eines Viertheiles vom Hab und Gut der beiden Eheleute nach dem Gesetze, »der Reformation« der Stadt Nürnberg von 1522, an die beiden Brüder Dürers, Andreas und Hans; doch war die Wittve nicht verpflichtet diesen vierten Theil vor ihrem Tode herauszugeben. Gleichwohl schloß sie am 9. Juni 1530 mit Andreas Dürer, dem Goldschmied und mit Caspar Altmülsteiner, Zaymmacher genannt, als Hans Dürers, derzeit königl. Majestät in Polen Dieners, bevollmächtigten Anwälten einen gütlichen Vergleich auf Grund einer Theilung. Nachdem aller Werth des ganzen Inventars auf 6,848 Gulden, 7 Pfund und 24 Pfennige abgeschätzt war, davon den beiden Brüdern ein Viertel d. i. 1,712 fl. 1 Pfd. 28 Pfg. 1 Heller zu stand, erklärte sich Frau Agnes bereit »aus ihrer eigenen Bewegniss und gutwilliger Freundschaft, die sie von wegen ihres Hauswirthes zu ihnen, als ihren lieben Schwägern trage«, ihnen davon sogleich 1106 fl. 6 Pfd. 22 Pfg. d. i. jedem 553 fl. 3 Pfd. und 11 Pfg. zu überantworten, den Ueberrest aber von 605 fl. 2 Pfd. 24 Pfg. ihnen zu gleichen Theilen auf das Eckhaus in der Zistelgasse, das Dürerhaus, sicherzustellen²⁾.

Diese freiwillige Abrechnung, genannt »der Agnes Dürerin Abtheilung« gewinnt eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung dadurch, daß sie uns einen Wink über den Verbleib und zur Verfolgung von Dürers künstlerischem Nachlaß an die Hand giebt. Diesen scheint nämlich damals schon der Bruder Andreas auf seinen Antheil übernommen und bei seinen mislichen Verhältnissen nach und nach veräußert zu haben. Wenigstens berichtet der Schreibmeister Joh. Neudörffer zu Dürers Tod: »Sein Bruder Endres hat alle seine köstlichen Farben, gestochene Kupfer und geschnittene Holzwerke sammt den Abdrücken und was er von der Hand geriffen hat, von ihm ererbet«³⁾.

1) »De Durerianae viduae legato ago gratias Deo, quod studia respicit. Praedicavi id *κατόρθωμα* apud Lutherum et alios.« — Epp. Melanchthonis cura Jo. Sauberti I, IV, p. 78. und Will, Gelehrtenlexicon I. 299.

2) Nürnberger Stadtarchiv, Conservatorium 39. fol. 164b. Lochner, Agnes Dürerin und ihre Schwäger, Anzeiger f. K. deutscher Vorz. 1869, 230.

3) Nachrichten von den vornehmsten Künstlern von 1546, Nürnberg. 1828. S. 38.

Neudörffer konnte das genau wissen, da sein Haus »unter der Vesten« schräge gegenüber von Dürers Vaterhaus stand und dieses wohl von Andreas bewohnt wurde, bis er es 1538 verkaufte. Es dürfte ebenfalls im Ausgleiche von 1530 ihm, vielleicht gemeinschaftlich mit dem Bruder Hans anheimgefallen sein.

Das andere Haus am Thiergärtner Thore behielt Frau Agnes bis an ihren Tod im Besitze. Doch scheint ihr die Vereinfamung darin so unerträglich geworden zu sein, daß sie sich in fremde Pflege begab. Dies geht wenigstens aus den Nachrichten hervor, welche Dr. Christoph Scheurl in seinem Todesjahre 1542 für seinen Neffen Albrecht Scheurl niederschrieb, den »Albrecht Dürer der Deutsche Apelles und kunstreichste Maler bei seinen Zeiten« am 3. Februar 1525 aus der Taufe gehoben hatte; indem er mittheilt: Dürers Wittwe Agnes, des frommen Hans Frey Tochter, starb Sonntags den 28. December 4 Uhr Morgens 1539 bei fremden Hauswirthen ¹⁾.

Erst nach der gerichtlichen Schätzung des ganzen Inventares im Nachlasse Dürers und nach jener Erbtheilung vom 9. Juni 1530 konnte Frau Agnes daran denken, manchen nutzlos gewordenen Hausrath zu veräußern. Bei dieser Gelegenheit nun sollte Agnes, die sich gegen ihre Schwäger eben erst so bereitwillig und freigebig erwiesen hatte, einen Fehlgriff begehen, der die schwersten Folgen für ihren guten, bis dahin makellosen Namen gehabt hat. Unter den Curiositäten, welche Dürer so eifrig gesammelt hatte, befanden sich auch verschiedene Hirschgeweihe und darunter ein besonders schönes Paar, vielleicht daselbe, welches der Kurfürst Friedrich der Weise Dürern versprochen hatte, und daran ihn Dürer 1520 durch Spalatin mahnen liefs mit dem Bedeut »er wolle zwei Leuchter daraus machen« ²⁾.

Wie für andere dem Städter ungewohnte Naturobjecte hatte man nämlich damals auch in Nürnberg eine besondere Vorliebe für Hirschgeweihe. Ein Zeugniß dieser Mode giebt u. a. ein gleichzeitiger Kupferstich vom Nürnberger Meister M. Z. (Bartsch 15), wo ein Paar Geweihe an einem Hängeleuchter dargestellt sind. Ein ganz ähnliches Beispiel aber ist für uns von näher liegendem Interesse. Es ist dies eine colorierte Federzeichnung Dürers in der Ambraser Sammlung in Wien, datirt von 1513. Dieselbe stellt eine Sirene vor, auf der Brust ein Wappenbild mit einem entwurzelten Bäumchen, in den Händen ein

¹⁾ Archiv für zeichn. Künste, Leipz. IV. 26.

²⁾ Dürers Briefe 44, 3.

anderes Bäumchen, das zu einem Leuchter umgewandelt ist, und an den Schultern statt der Flügel Damhirschgeweihe ¹⁾. Da nun das Birkenbäumchen das Wappen Pirkheimers ist, so bleibt kein Zweifel, daß die Zeichnung für Pirkheimer entworfen wurde. Daß dieser ein besonderer Liebhaber solcher Geweihe gewesen, bezeugt auch das nach seinem Tode aufgenommene Inventar über sein Vermögen, wo »die Hirschchen Gehurn, so am Gang herumgehungen sind, um 25 Gulden ²⁾« angeätzt werden, was immerhin auf eine ziemliche Anzahl schließen läßt.

Wie aber die Leidenschaft des Sammlers, zumal des gealterten, keine Grenzen kennt, so genügte sich Pirkheimer dabei nicht; sein Sinn stand stets nach neuen, vollkommeneren Exemplaren. Und so absonderlich dies auch klingen mag, nichts im ganzen Nachlasse Dürers scheint so viel Anziehungskraft auf den grämlichen, kranken Rathsherrn ausgeübt zu haben, als jenes schöne Paar von Hirschgeweihen. Als nun die Dürerin ohne Berücksichtigung seiner Wünsche dieselben verkaufte, versetzte ihn dies in einen jener Wuthanfalle, denen der reizbare, vollblütige Herr sein Leben lang so oft unterlag. In der ersten Aufwallung seines Zornes muß er jenen Brief an Johann Tscherte, den kaiserlichen Baumeister in Wien, geschrieben haben, der wohl nie, wenigstens nicht in gleicher Fassung, an seine Adresse abgieng und sich bloß im Concept noch heute in Nürnberg auf der Stadtbibliothek befindet ³⁾. Aus dem Inhalte des langen, redseligen Briefes geht deutlich hervor, daß derselbe nicht vor dem November 1530 abgefaßt sein kann, also nur wenige Wochen vor dem Tode Pirkheimers, der am 22. December dieses Jahres starb. Schon seit einem Jahrzehnt war er von Fettleibigkeit und Podagra und endlich vom Stein so sehr geplagt, daß er nicht mehr gehen, sondern bloß reiten konnte und sich bereits 1523 genöthigt sah, seine Entlassung aus dem Rathe zu nehmen. Dazu nahm die kirchliche Bewegung, zu deren ersten Urhebern er mit Recht gezählt wird, einen ihm viel zu stürmischen Verlauf und bedrohte schließlich seine Familien- und Standesinteressen. Trotz seines reichen Wissens und seiner seltenen Begabung war doch Pirkheimers Standpunkt nicht erhaben genug, um ihn von Seiten seiner persönlichen Interessen unverwundbar zu machen. Abgestoßen von der Neuerung, ohne wieder zum Alten zurückkehren zu können, verlor

1) Freih. v. Sacken, über Dürers Zeichnungen in der Ambrafer Sammlung, mit Abbildung in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission. Wien. VIII. Bd. 1863. S. 123.

2) Campe, Zum Andenken Wil. Pirkheimers, Nürnberg. S. 46.

3) Abgedruckt bei Campe, Reliquien 162–171. Vergl. Thausing, Dürers Hausfrau, Zeitschr. f. bild. Kunst, IV. 81 ff.

der kranke Mann allen Halt; er zog sich grollend zurück und vereinsamte vollends seit Dürers Tode immer mehr. Dieser Schlag scheint ihn hart getroffen und seine Empfindlichkeit in hohem Grade gesteigert zu haben. Dies mußte selbst der harmlose Eoban Hesse an sich erfahren, dessen freundschaftliche Zusendungen Pirkheimer längere Zeit bloß deshalb ignorierte, weil ihm hinterbracht worden war, daß sich der Poet irgendwo ungünstig über ihn geäußert habe. In dieser verdüsterten Einsamkeit mag Pirkheimer allerlei kleinem Tand noch mehr Interesse zugewendet haben, als früher, wie es ja oft zu geschehen pflegt, daß bedeutende Geister in der Neige ihrer Kräfte auf kindische Spiele verfallen.

In der That hatte der merkwürdige Brief an Tscherte keinen anderen Zweck, als sich für die Hirschgeweihe Dürers, die ihm entgangen waren, Ersatz zu verschaffen. Das Lächerliche dieser Leidenschaft mochte Pirkheimer selbst fühlen, indem er sein weitläufiges Anschreiben mit den Worten einleitet: »Wie wohl ihr achten mögt, daß mir gar wenig an dergleichen Dingen gelegen ist.« Er thut dann so, als hätte ihm Herr Hartmann die Hirschgeweihe, für deren Uebermittlung er sich Tscherte zum Danke verpflichtet glaubte, förmlich aufgenöthigt. Mit diesem ist er aber ganz unzufrieden, wie er eines weiteren erklärt; »wiewohl ich etliche habe, hätte ich doch gern gar ein schönes und großes, wie ich deren welche hier weiß« — in Nürnberg nämlich, die möchte er dann fassen und auf seinen Söller hängen lassen. Nun hatte ihm ein aus Wien zurückkehrender Landsknecht weis gemacht, daß er dort solche Prachtexemplare gesehen habe: »wo es möglich wäre, ein hübsch oder zwei zu bekommen, wären die mir um kein Geld zu theuer!« Bei wem er aber in Nürnberg jene historische Hirschgeweihe gesehen, ist unschwer aus der folgenden Stelle zu erschließen, mit der er endlich herausrückt: »Albrecht (Dürer) hat auch etliche Gehurn gehabt, und unter denselben gar ein schönes, welches ich gern gehabt hätte, aber sie (die Frau nämlich) hat sie heimlich, um einen Spott sammt anderen sehr schönen Dingen hinweg gegeben.« Darum also der maßlose Zorn gegen die arme Agnes.

Daß es sich bei dem langen Briefe wirklich nur um jene Bagatelle handelt, und alles Andere bloß gelegentlich mitläuft, wird Jedem klar, der den Wortlaut bis zum Ende verfolgt und nicht bloß die Einleitung liest. Die erste Aufgabe historischer Kritik ist aber, jedes Zeugniß auf die Motive des Berichterstatters zu prüfen. Es fragt sich nicht bloß, ob der Gewährsmann die Wahrheit sagen konnte, auch ob er sie sagen wollte. Seine Parteilichkeit, sein Charakter, seine

momentane Stimmung kommen dabei in Betracht, und alles das spricht laut gegen die leidenschaftlichen Invectiven Pirkheimers.

Seit Dürers Tode waren zwei und ein halbes Jahr verfloffen. Die Ereignisse vor diesem Zeitraume standen somit nicht mehr so frisch vor seinen Augen, wohl aber muß die Verweigerung der gewünschten Hirschgeweihe neuesten Datums gewesen sein. Frau Agnes ahnte gewiss nicht, welches folgenschwere Ungewitter sie durch die, vielleicht gar nicht so absichtliche Umgehung Pirkheimers über ihren Namen heraufbeschworen hat. Dieser findet im Briefe an Tscherte gleich eingangs Veranlassung, von Dürers Tode zu sprechen, weil er bloß der Rücksicht auf den gemeinschaftlichen Freund die Gefälligkeit des ihm ferner stehenden Baumeisters zu verdanken glaubt. Den folgerichtigen Uebergang zur Hauptsache, dem Wunsche nach Hirschgeweihen, bietet die indirecte Urheberin dieses ungefüllten Verlangens, Dürers Hausfrau. Ueber sie ergießt er nun die volle Schale seines Zornes, und was könnte er dem Freunde Dürers wohl Aergeres von ihr berichten, als daß sie die Schuld an dessen vielbeklagtem Tode trage; dies thut er denn auch mit verschiedenen Variationen in dem Abfatze nicht weniger als viermal.

Wenn es mit dem bekannten Lügenrecepte seine Richtigkeit hat, daß man im Uebertreiben nicht zu weit gehen dürfe, um noch Glauben zu finden, so hätten uns in Pirkheimers Anklage schon die allgemein menschlichen Unwahrscheinlichkeiten und manche Widersprüche stutzig machen sollen. Hauptfächlich beziehen sich die Anschuldigungen doch nur auf die letzte Zeit vor Dürers Tode. Wir wollen die wichtigsten heraus greifen. Sie soll Dürern »dermaßen gepeinigt haben, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat, denn er war ausgedorrt wie ein Schaub; durfte auch nirgends keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen.« Unter »den Leuten« meint Pirkheimer doch vor allen sich selbst; daß nun Dürer noch 1526 an seinen Gastereien regelmäßig theilnahm, wissen wir von Melanchthon. Sollte ihn die Frau später, als er kränker wurde, wirklich davon abgehalten haben, so erfüllte sie nur ihre Pflicht. Das soll sie jedoch nur aus Geiz und Habfucht gethan haben: »Zudem hat sie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit hart gedrängt bloß darum, daß er Geld verdiene und ihr das liefse, so er sterbe. Denn sie hat allweg verderben wollen (d. h. geglaubt verhungern zu müssen), wie sie denn noch thut, obwohl ihr Albrecht bis in die sechs Tausend Gulden Werth hinterlassen hat.« Pirkheimer scheint hier den an Dürers Brüder herausgezählten Theil der Erbschaft bereits in Abschlag zu bringen. Er konnte somit wissen, daß die Dürerin bei diesem entscheidenden Anlasse ganz

andere, als die von ihm geschilderten Eigenschaften an den Tag gelegt hatte. Und gegenüber dieser urkundlich beglaubigten Thatfache kann sich Pirkheimer nicht einmal auf eigene Beobachtung berufen, da er weiter unten gesteht: »er habe sie seit Dürers Tode nie gesehen.«

Was wir aber von Dürers Beschäftigung in den letzten Jahren seines Lebens wissen, stimmt wenig zu Pirkheimers Angaben. Wir werden sehen, daß Dürers Thätigkeit damals schon längst nicht sowohl dem Erwerb, als dem gemeinen Nutzen, seiner Ruhmbegier und seinen literarischen Studien gewidmet war, über deren Einträglichkeit sich die Frau wohl keinen Täuschungen hingeben konnte. Wenn Pirkheimer von jener Zeit noch berichtet, »er habe sie selbst oft wegen ihres argwöhnischen, sträflichen Wesens gebeten und sie gewarnt; auch ihr vorgefagt, was das Ende hievon sein würde, aber damit habe er nichts anderes als Undank erlangt«, so verräth dies nur einen alten Hafs zwischen der Gattin und dem Freunde, der bei dem geringfügigsten Anlaß in helle Flammen ausbrechen konnte und unter dem Dürer allerdings auch gelitten haben mag. Ganz paradox aber klingt die darauf folgende Begründung: »Denn wer diesem Manne wohl gewollt und um ihn gewesen, dem ist sie feind worden, was wahrlich den Albrecht auf's Höchste bekümmert und ihn unter die Erde gebracht hat.« Der Gegensatz zwischen der sittenstrengen, vielleicht auch etwas beschränkten Bürgersfrau und dem patrizischen Lebemann genügt ja vollständig zur Erklärung ihres Zwiespaltes. Was die Vorwürfe über die Schädigung von Dürers Gefundheit anbetrifft, so mögen dieselben ganz gegenseitig gewesen sein; und wer weiß, ob die Dürerin nicht gerade aus solchen Gründen Ursache hatte, den vornehmen Freund, der die Gesellschaft des kränklichen Gatten nicht entbehren konnte, mit scheelen Augen anzusehen. Kaum aber hätte sie ihm gleicherweise vergelten können, was er ihr inmitten seines Hasses und Widerwillens doch zugestehen muß, indem er sagt: »Es sind ja sie und ihre Schwester nicht Bübinnen, sondern, wie ich nicht zweifle, der Ehren fromme und ganz gottesfürchtige Frauen.«

Das böse Zeugniß Pirkheimers über den Charakter der Dürerin wird durch den ferneren Inhalt des Briefes an Tscherte vollends abgeschwächt. Er erscheint darnach mit der ganzen Welt, wie mit sich selbst zerfallen. Ueber alle Dinge mit Ausnahme jener Hirschgeweihe spricht er nur mit Mißvergnügen und kleinlicher Gereiztheit. Von den grausamen Türken kommt er auf die uneinigen Christen und deren Fürsten und Herren »aber davon ist nicht gut zu schreiben.« Dafür büßen die evangelischen Landsknechte für ihre schlechte Haltung bei der Türkenbelagerung Wiens im Vorjahre, und seine ganze Erbitterung

kehrt sich schliesslich gegen die Anhänger der neuen Kirchenlehren, ohne das aber die Hüter der alten verschont bleiben — »so man zuseht, hat sich die Sach also geärgert, das die evangelischen Buben jene Buben fromm machen« (d. h. fromm erscheinen lassen.) Dabei redet er nicht etwa Tscherte zu Gefallen; im Gegentheil setzt er bei diesem eine freiere kirchliche Gesinnung voraus und versieht sich dessen, mit seinen Worten Befremden zu erregen; daher auch immer wieder die Betheuerung der Wahrheit seiner Ausagen. Alle Zeitverhältnisse werden schwarz in schwarz gemalt, das auch kein lichter Flecken bleibt. Mit scheuen Seitenblicken auf die bauerlichen und communistischen Bestrebungen der Zeit beklagt er insbesondere die Nürnberger Zustände und das Gebahren des dortigen Rathes: »davon wäre viel zu schreiben.« Schliesslich verwahrt er sich aber wieder gegen die Zumuthung, als stelle er sich hiermit auf den traditionellen Standpunkt von Papst und Kaiser. Er sieht die Nothwendigkeit einer Besserung der kirchlichen Zustände wohl ein, erwartet dieselbe aber am wenigsten von den Sectierern: »Gott behüte alle frommen Land und Leute vor solcher Lehre, denn wo die hinkommt, da kann kein Fried, Ruh noch Einigkeit sein!«

So schreibt der Mann, der mit Recht zu den wirksamsten Vorläufern der Reformation gezählt wird, der zehn Jahre früher mit Lazarus Spengler in die Bannbulle gegen Luther mit einbegriffen worden war. Nun am Rande des Grabes verläugnete er nicht blofs seine ganze frühere Richtung, sondern auch den Freund und Leidensgenossen jener Tage. Denn es ist niemand anders als der Rathschreiber Lazarus Spengler, der mit der Dürerin das Schickal theilt, in jenem Briefe an Tscherte verlästert zu werden. Von ihm schreibt Pirkheimer: »Ich wollte, Ihr solltet wissen, was der Mann für Händel treibt; Ihr würdet Euch nicht genug verwundern können, wie sich in einem Menschen Worte und Werke so widersprechen konnten. Denn wiewohl er auch Büchlein schreibt und ausgehen läst, handelte er doch daneben — wie sich das eigentlich zu seiner Zeit erfinden wird. Er ist einst mein und Albrechts seligen gar guter Freund gewesen, es ist mir auch Gutes von ihm geschehen; aber zu unser beider Nachtheil haben wir ihn so erkennen gelernt, das wir beide seiner müsig gestanden sind«¹⁾.

In wiefern Pirkheimer berechtigt war, auch hier im Namen Dürers zu sprechen und dem Todten seinen Groll gegen den einst gemeinsamen »Freund und Bruder«²⁾ zuzuschreiben, läst sich schwerlich

1) Campe, Reliquien 169. Das diese Worte keineswegs auf Oslander, wie Murr u. Campe meinten, sondern nur auf Spengler

sich beziehen können, hat mir Lochner brieflich überzeugend nachgewiesen.

2) Dürers Briefe 174, 15.

erweisen. Sind aber schon die allgemeineren Urtheile dieses Berichtes mit der grössten Vorsicht aufzunehmen, um wie viel mehr gilt dies von den Persönlichkeiten, die unmittelbar zur Verstimmung des Schreibers beigetragen haben. Wie sehr er vom Hass gegen Spengler und die Dürerin besessen war, verräth noch ein ganz geringfügiger Umstand. Im Rande des Briefconceptes finden sich nämlich an zwei Stellen Glossen, die nichts anderes als Federproben zu sein scheinen, in denen aber zweimal deutlich der Name »Spengler«, ein andermal: »uxor«, darunter »Henker« zu lesen ist. Zugleich auch ein Beweis mehr dafür, daß Pirkheimer bei der obigen Stelle nur an Spengler dachte.

Denken wir uns nun einmal den Fall, wir hätten von allen in diesem Briefe berührten Ereignissen und Verhältnissen keine anderen Nachrichten, an denen wir die Angaben Pirkheimers prüfen könnten; gesetzt, wir wären bloß auf die Ueberlieferung dieses Schriftstückes angewiesen, welche Vorstellung müßten wir uns darnach vom Zeitalter der Reformation, von Lazarus Spengler und von Pirkheimers geschichtlicher Stellung machen? Wenn wir es aber so natürlich finden, diese ganz einseitige und gehässige Behandlung der Zeit- und Personenfragen an anderen Geschichtsquellen zu berichtigen, dann dürfen wir doch auch bei den Ausfällen gegen die Dürerin keine Ausnahme machen. Auch abgesehen von den eingestandenen Urfachen einer besonderen Parteilichkeit des Briefstellers, sind wir nicht berechtigt, aus einer ganzen Kette von notorisch schiefen und falschen Urtheilen gerade eines herauszugreifen und für bare Münze zu nehmen. Noch ungerechter aber ist es, wenn man einem so verdächtigen Zeugniss rückwirkende Kraft einflößt und andere ganz indifferente Nachrichten darnach ausdeutet. Und das ist geschehen, indem man dasjenige, was Pirkheimer von der letzten Zeit der Ehe Dürers behauptet, ohne allen Grund auf deren ganze Dauer ausdehnte und sogar Dürers eigene Worte zur Begründung der so geschaffenen Possen mißbrauchte.

Dem gegenüber muß nun festgestellt werden, daß die vielfach ausgeschmückte Sage von Dürers Xanthippe auf keiner ursprünglichen Volkstradition beruht, sondern eine auf literarischem Wege erst in späteren Jahrhunderten verbreitete literarische Fabel ist. Der Brief an Tischerte ist die einzige Quelle dafür, und aus dieser sind alle späteren Ausfagen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts hergeleitet, soweit sie nicht als offenbare Erfindungen erscheinen. Das eigenhändige Concept Pirkheimers und eine fast ebenso alte Copie des Briefes befanden sich stets im Privatbesitze zu Nürnberg, wo man sich fortan am meisten mit Dürer beschäftigte und leicht in das Schriftstück Einsicht nehmen konnte. In die Oeffentlichkeit gelangte aber jenes Bruchstück über

die Dürerin zuerst durch Joachim von Sandrart¹⁾ und zwar mit folgendem Titel und Eingang: »Extrakt eines Schreibens Herrn Georg Hartmanns an Herrn Büchler.« »Das an mich abgegangene Schreiben habe ich empfangen, in welchem Ihr mein nicht allein in Gutem gedenkt u. f. w.«, während es im Anfange von Pirkheimers Brief an Tscherte heisst: »mir hat unfer guter Freund Herr Jörg Hartmann ein Schreiben, durch Euch an ihn gethan, angezeigt, in welchem Ihr mein nit allein etc.« Im übrigen stimmen beide Texte mit mehr oder weniger Lesfehlern ganz überein. Ob es Missverständnifs war, ob Absicht, das Sandrart den Namen des Nürnberger Mathematikers Georg Hartmann aus der Einleitung des Briefes in den Titel hinaufzog und ihn damit zum Autor deselben machte, kann uns hier gleichgiltig sein; jedenfalls ergab sich daraus eine glänzende Bestätigung des Romans, den er eben zuvor seinen Lesern aufgetischt. Aus Zeichnungen Dürers, die er im Kunstkabinete des Kaisers gesehen hatte, und auch wohl durch mittelbare Kunde von dessen Tagebuch wufste Sandrart von der Niederländischen Reise unseres Meisters. Auf diesen Grundlagen läfst er nun seiner Phantasie freies Spiel. Wir werden eines Genauern belehrt, das Dürer jene Reise nach den Niederlanden insgeheim und auf den Rath seiner Freunde, besonders Pirkheimers, blofs deshalb unternommen, um seinem keifenden garstigen Weibe zu entfliehen, daselbe in heilsamen Schrecken zu versetzen und von seiner Bösartigkeit zu heilen. Darob in Verzweiflung, überläuft sie Pirkheimern mit Bitten und Versprechungen; dieser vermittelt, nachdem er ihr einen ernstlichen Verweis ertheilt, Dürers Rückkehr; doch läfst die Frau darauf nicht von ihrem Unwesen, und verursacht so den frühzeitigen Tod des guten Mannes. Das ganze Märchen ist aus jenem Brieffragmente und zum Theil mit wörtlicher Benutzung deselben zusammengebraut.

Die Auffindung des Niederländischen Tagebuches, aus welchem hervorgieng, das Dürer jene Reise in Gesellschaft seiner Frau und im besten Einvernehmen mit derselben unternommen habe, entzog zwar jener Fabel allen Boden. Aber Sandrarts Roman hatte zu wohl gefallen, als das man darum auf seinen Inhalt verzichtet hätte; vielmehr suchte man denselben für die Venezianische Reise von 1506 zu retten, die Dürer ja wirklich allein gemacht hatte. Man suchte nun in seinen Briefen an Pirkheimer eifrig nach solchen Stellen, denen man den entsprechenden Sinn zur Verdächtigung der Frau unterlegen konnte. Doch wäre man damit kaum zum Ziele gelangt ohne Verwechslung der Dürerin mit einer

1) Teutsche Akademie 1675. I. S. 229.

anderen Person, deren Familienname »Rechenmeisterin« sich gleich so gut zu einer spottweisen Bezeichnung der geizigen Frau eignete.

In den bekannten Briefen aus Venedig neckt Dürer nämlich seinen Freund fortwährend mit ziemlich derben Anspielungen auf Frauen oder Mädchen, auf welche der damals noch junge, lebenslustige und selbstgefällige Wittwer ein besonderes Augenmerk haben mochte oder mit denen er irgendwie in Beziehungen stand. Er bezeichnet dieselben theils mit vollen Namen, theils mit deren Abkürzung, theils auch durch gezeichnete Bilder von Gegenständen, die an die Namen anklingen, so z. B. die Rosentalerin und die Gärtnerin, denen dann die Zeichnung einer Rose und einer Gerte entsprechen, die wir am Schlusse des Capitels anfügen. Am meisten aber läßt er sich im Scherz über ein Frauenzimmer aus, das er einmal »unsere«, das anderemal »Eure Rechenmeisterin« nennt unter Beifügung der unten folgenden weiblichen Fratze. Da nun Rechenmeister¹⁾, so gut wie Rosentaler und Gärtner, ein im damaligen Nürnberg vorkommender Familienname ist, so ist wohl sicher nichts anderes dahinter zu suchen. Dies bezeugt auch die Zusammenstellung jener Damen in der Anreihung der Abkürzungen: »die Rech. die Ros. die Gärt.« u. a.²⁾. Darnach verbietet es sich aber von selbst, in dieser »Rechenmeisterin« und der ihr gewidmeten Caricatur fürder Dürers Frau erkennen zu wollen.

Indessen dürfen wohl auch die, allerdings derben Späße, welche sich Dürer über jene anderen Frauen erlaubt, nicht so wörtlich genommen werden, wie sie uns heutzutage in ihrer Vereinzelung erscheinen. Der Ton der Zeit, rauhe Männerart und launiger Uebermuth des Schreibers mögen den meisten Theil daran haben; indess die angezogenen Namen vielleicht ganz unbefcholtenen Personen angehören³⁾. Nicht wohl anders können wir dies z. B. von der wiederholt genannten Rosentalerin voraussetzen, denn die Rosentaler waren eine angefehene Familie in Nürnberg; sie waren zwar nicht rathsfähig, wurden aber doch zu Aemtern gezogen und heiratheten in das Patriziat, bis sie im dreißigjährigen Kriege mit Hasdrubal, dem Sohne Hannibals, ausstarben⁴⁾. Das von Pirkheimer umworbene Mädchen

1) Ueber diese Familie, welche auch und wohl ursprünglich Nessinger heißt, Lochners Nürnberger Chronik, Mscpt. im Stadtarchiv von Nürnberg. Vergl. Tuchers Baumeisterbuch, Bibl. des liter. Vereins 1862. Band 64, S. 151, 2; 264, 25.

2) Dürers Briefe, 20, 15 mit Anmerkung.

3) Dafür spricht auch die Stelle, Dürers Briefe 21, 10, aus der hervorgeht, daß

Pirkheimer auch Dürers Frau bei seinen unflätigen Scherzen nicht verschonte. Die derbe Art, in welcher Dürer die scherzhaft gemeinte Drohung erwidert, zeugt wohl von seinem Ehrgefühl, beweist aber gar nichts gegen die Frau, welche Pirkheimern jedenfalls damals noch nicht so abscheulich vorgekommen sein muß.

4) Mittheil. Lochners.

wird wohl ein Glied dieser Familie gewesen sein; und Dürer traut ja dem Freunde damals Heirathsgedanken zu¹⁾. Noch hat sich uns ein Medaillon aus Perlmutter erhalten, das aus dem Schmuckkästchen jenes Mädchens zu stammen scheint, und das darum neben seinem Kunstwerthe hier einiges historische Interesse in Anspruch nimmt. Es zeigt auf der Vorderseite eine Frau in der Tracht der Zeit, die einem auf sie zulaufenden Kinde die Arme entgegenstreckt, darüber eine Bandrolle mit der gothischen Schrift: „*Mutterlin las mich dir besolhen sin*“. Auf der Rückseite aber ist neben einem Wappen mit einer Lilie die Inschrift eingegraben: »*Agnes Rosentalerin. Ein gar hulfreich' Schutz in jedweder Betrübniß. Der ehr- und tugendbar Jungfraw*«. Darüber merkwürdigerweise gerade die Jahreszahl 1506²⁾.

Alles das dürfte geeignet sein, uns in der Benützung der wenigen Nachrichten über die, Dürer und Pirkheimer nahestehenden Frauen die größte Vorsicht aufzuerlegen. Bei keinem Volke ist der Gegensatz der Geschlechter so stark ausgebildet, als bei den Deutschen. Das deutsche Weib begleitet den Mann nicht — wie etwa das romanische — in das Geräusch des Marktes; sie sammelt ihre Verdienste nur mittelbar in der häuslichen Thätigkeit. Ihr Anwerth beruht auf diesem stillen Wirken. Leicht heftet sich darum der böse Leumund an jedes Heraustreten in die Oeffentlichkeit, und geschähe dies auch nur an der Hand eines berühmt gewordenen Gatten. Dies Schicksal traf denn auch das Andenken von Dürers Frau. Durch das ungeschichtliche Zerrbild, das man von ihr entwarf, ward in die Biographie des Meisters ein häßlicher Zug hineingetragen, dem man zu viel Wichtigkeit überhaupt, und insbesondere einen durch nichts beglaubigten Einfluß auf seine Kunstthätigkeit eingeräumt hat.

Den wahren Ursprung jener Ueberlieferung und die trübe Quelle, aus der sie stammt, haben wir nun kennen gelernt. Dürer selbst hat sich nirgends auch nur mit einer Silbe über seine Frau beklagt oder einer Unzufriedenheit mit ihr Ausdruck gegeben, und ebenso wenig thut das irgend einer seiner Freunde bei seinen Lebzeiten. Nach seinem Tode aber hat Agnes das Andenken ihres Gatten geehrt, indem sie über einen sehr namhaften Theil ihres Vermögens in seinem Sinne und zu Gunsten seiner Brüder verfügte. Die Anklage Pirkheimers, welche doch vornehmlich in der Behauptung ihres Geizes, ihrer Geld-

1) Dürers Briefe 10, 3.

2) Das Wappen könnte symbolisch sein oder auf den Geber hinweisen, da es von dem Wappen der Familie — in schwarzem Felde ein weißer Sparren mit 3 rothen

Rosen, darunter ein goldener, sechseckiger Stern — abweicht. Ich verdanke den Fund der Reliquie, die sammt der alten Silberfassung 59 Millimeter im Durchmesser hat, meinem Freunde Custos Fr. Lippmann.

gier gipfelt, fällt gerade in dasselbe Jahr und steht somit in offenem Widerspruche mit urkundlich beglaubigten, gleichzeitigen Thatfachen. Auch abgesehen von seinen sonstigen Beweggründen läßt schon dieser Umstand das vereinzelte Zeugniß als sehr bedenklich erscheinen. Allerdings läßt sich auch keine andere ausdrückliche Lobeserhebung der Dürerin jenem Tadel gegenüberstellen; außer die oben von Melancthon angeführte, und diese bezieht sich merkwürdigerweise gerade auf einen Act selteuer Freigebigkeit.

Wir werden daher bei diesem Zwiespalt der Zeugnisse gut thun, Dürers Ehe weiterhin nicht als ein ausnahmsweises und unerhörtes Mißverhältniß anzusehen, sondern als etwas so Gewöhnliches und Alltägliches, wie er selbst aus seinen Schriften und Zeichnungen erschließen läßt. Mit der unhaltbar gewordenen Sage von Dürers Künstlerelend verliert auch die ganze Komödie von seinem geizigen Weibe ihren richtigen Boden; es ziemt uns vielmehr, die treue Lebensgefährtin des Meisters mindestens durch ein beredtes Schweigen zu ehren.

